

tag von trans Personen bestimmen. Mit ihrer systematischen Auseinandersetzung mit transphober Argumentation, bereitet Shon Faye den Weg für zukünftige affirmative trans Theorie und Fiktion, und gibt Hoffnung für breite kämpferische Bündnisse.

Agnes Laffert

Eva Labouvie (Hrsg.): **Geschlecht, Gewalt und Gesellschaft. Interdisziplinäre Perspektiven auf Geschichte und Gegenwart.** Bielefeld: Transcript Verlag 2023, 375 S., € 39

»Geschlecht und Gewalt in Geschichte und Gegenwart« in ihren je spezifischen Erscheinungsformen zu verstehen und benennen, »den Blick auf Möglichkeiten, Mechanismen und bewusste Strategien der Veränderung sowie ein gesamtgesellschaftliches Umdenken« (14) zu richten, war das erklärte Ziel der Tagung (2022), die dem umfassenden, von Eva Labouvie herausgegebenen Sammelband vorausging. Auf beeindruckende Weise gelingt es der Herausgeberin, die verschiedensten Perspektiven auf den Themenkomplex Gewalt und Geschlecht zu bündeln und »historischen Kontinuitäten, Brüchen, Gleichzeitigkeiten oder Widersprüchen bis in die Gegenwart« nachzuspüren (10). Labouvie zufolge hat die Beschäftigung mit Gewalt zwar in verschiedenen Disziplinen zugenommen, zugleich bescheinigt sie der gegenwärtigen Gewaltforschung eine doppelte Verengung der Gewaltbegriffe als »geschlechtervergessen« oder »explizit geschlechterstereotyp« (19) – mit »(männlichen) Tätern und (weiblichen) Opfern« (22). Dem stellt sie einen erweiterten, anti-

essentialistischen Begriff von Geschlecht gegenüber: Denn »Gewalt selbst, so konnten die [16] Beiträge dieses Bandes zeigen, hat kein genuines Geschlecht im Sinne von >sexus<, wird in jeder historischen Epoche jedoch mit geschlechtsspezifischen Grundannahmen aufgeladen, die nur vor dem Hintergrund einer jeweiligen Geschlechterordnung Plausibilität erlangen.« (33) Eine Multitude an theoretisch-methodischen Annäherungen soll ausgehend von einem »geschlechtersensiblen Gewaltbegriff« diese Leerstelle füllen. In der Einleitung diskutiert die Herausgeberin – in Anlehnung an Galtungs Begriff der »strukturellen Gewalt« einen weiten Begriff von Gewalt – als »eine Konstruktion mit variablen Zuschreibungen ihrer Formen, Praktiken, Intensitäten, Legitimitäten oder gesellschaftlichen Wahrnehmungen und Bedeutungen aus der jeweiligen Zeit und Kultur« (14), die eben nur historisch und räumlich spezifisch zu bestimmen sei. Was Gewalt ist, welche Art von Gewalt als akzeptabel gilt und welche Gewalt »zu weit geht«, ist Teil gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Mit Bezug auf den kontroversiellen – weil mitunter auch von der politischen Rechten kulturalistisch-rassistisch benutzten – Begriff der »Gewaltkulturen« versucht Labouvie die Perspektive auf die unterschiedlichen Konstruktionen von Gewalt zu öffnen. Angestrebt wird dadurch die nuancierte Darstellung der Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel von Geschlechter- und Gewaltverhältnissen. Der Sammelband gliedert sich in fünf Blöcke, die nicht nur räumlich, sondern auch nach ihrer »zeitlichen Dimension von der Vormoderne zur Moderne« (25) strukturiert sind.

Hervorhebenswert ist der thematische Block zu Zusammenhängen zwischen Geschlecht, Gewalt und Krieg, in dem an-

hand von Quellenmaterial der 30-jährige Krieg sowie der Erste und der Zweite Weltkrieg analysiert werden. In diesem Abschnitt wird gefragt, ob und inwieweit sich die Funktion sexualisierter Gewalt in Kriegszeiten verschiebt bzw. »normalisiert« wird und wie sie in den jeweiligen historischen Verortungen (nicht) verhandelt wurde. Christa Hämerle zeichnet in ihrem Beitrag über den Ersten Weltkrieg eine gesamtgesellschaftliche Verschiebung bezüglich der Akzeptanz von Gewalt (-handeln) in Kriegszeiten nach, die nachhaltig jede »vorher gelebte Friedensbereitschaft und -ordnung« (190) zerstört. Dieses Geschehen lässt sich nur analysieren, wenn die Unterscheidung zwischen ›Front‹ und ›Heimat‹ und damit zugleich geschlechterspezifische Rollenzuweisungen kritisch befragt werden. Für ihre Darstellung von Gewalterfahrungen anhand von Selbstzeugnissen greift Hämerle auf das Konzept der ›Gewalträume‹ (Baberowski) zurück.

Analysiert wurde auch, inwiefern die Thematisierung sexualisierter Gewalt in Kriegszeiten aus Betroffenenperspektive überhaupt möglich war. Hierzu sind Regina Mühlhäusers Ausführungen über die Debatten zu sexualisierter Gewalt nach Ende des Zweiten Weltkrieges in verschiedenen regionalen Kontexten und deren jeweilige nationale Instrumentalisierung aufschlussreich. So verdeutlicht sie am Beispiel der sogenannten *comfort women* – insbesondere koreanische Frauen, die von der japanischen Besatzungsmacht vergewaltigt wurden – dass erst das Vorhandensein eines kollektiven Unrechtsbewusstseins es den Betroffenen ermöglichte, über ihre Erfahrungen sexualisierter Gewalt zu sprechen. Die Herausforderung, das Thema sexualisierter Gewalt anhand historischer Quellen zu erschließen, führt Stefanie

nie Fabian in ihrem Beitrag zum 30-jährigen Krieg aus. Sie benennt die eklatanten Forschungslücken bezüglich der Dokumentation sexualisierter Gewalt. Lediglich in wenigen historischen Quellen finden sich angedeutete oder in Symbolsprache formulierte Erzählungen von sexualisierter Gewalt gegen Frauen.

Der Abschnitt »Systematische und institutionelle geschlechtsspezifische Gewalt« versammelt drei analytisch sehr präzise Artikel, die staatliche Institutionen und deren Legitimation über gewaltfördernde Reproduktionsmechanismen aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick nehmen. Alexander Bastian stellt die biopolitische Funktion geschlechtsspezifischer Konstruktionen von ›Minderwertigkeit‹ am Beispiel der nationalsozialistischen Erb- und Rassenpolitik dar. Er charakterisiert sie als zuschreibende, geschlechtsspezifische ›Wertbemessung‹ sowie als differenzierende, auf den Körper von Frauen und Männern abzielende Gewaltpraktik.

Historische Kontinuitäten rassistischer Gewalt werden auch im Artikel von Pia Beumer und Jürgen Martschukat erarbeitet, die der These nachgehen, dass »die Anerkennung von Waffengewalt als Selbstverteidigung Teil einer machtvollen politischen Ordnung ist, die weißen Männern zunächst einmal einen hegemonialen Platz zuweist« (256). Sie verdeutlichen die Legitimierung weißer männlicher Gewalt der rassistischen Morde an vier Schwarzen Jugendlichen und ihrer Rechtfertigungs narrative, im »Fall Goetz« in den 1980er Jahren in den USA. Tina Jung verdichtet in ihrem Beitrag die im Band permanent vorhandene Frage, »wie über Gewalt sprechen?«, indem sie Gewalt in der Geburts hilfe aus intersektionaler Perspektive thematisiert. Sie richtet den Blick auf die Ent-

stehungs- und Ursachenkontexte, »die nicht vorrangig Ausdruck und Ergebnis von Medikalisierung, sondern von Diskriminierung entlang verschiedener Achsen der Differenz sind – und somit nicht allein dem Gesundheitswesen entspringen, sondern darüber hinausgehenden gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsstrukturen.« (276) Mit Bezug auf einen politischen Gewaltbegriff, der in den lateinamerikanischen feministischen Bewegungen entwickelt wurde, benennt sie konkrete Gewalthandlungen in der Geburtshilfe als solche und setzt sie in Bezug zu anderen Formen von Gewalt.

Mit seinem starken Fokus auf die historische Dimension und den zahlreichen auch methodisch innovativen und reflexiven Beiträgen, versammelt der Band spannende Impulse für die (historische) Gewaltforschung. Der vielstimmige Zugang ermöglicht es – wie im Buch einleitend als Ziel formuliert – den Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt zu dezentrieren und damit die Komplexität der Erscheinungsformen von Gewalt differenziert aufzuzeigen. Um historische Kontinuitäten und Brüche deutlicher sichtbar zu machen, hätte sich eine aktive Bezugnahme der einzelnen – mitunter recht spezialisierten – Artikel aufeinander angeboten. Beispielsweise werden nicht nur im dafür vorgesehenen letzten Abschnitt des Buches, sondern auch darüber hinaus Konstruktionen von Ehre zur Legitimation von Gewalt angeführt: Im Beitrag zum 30-jährigen Krieg von Stefanie Fabian oder dem Beitrag von Jan Ilhan Kizilhan und Claudia Klett zum Konstrukt der Ehre in der europäischen Moderne. Unterschiedlich gewichtet wird die Konstruktion von Ehre in den jeweiligen gesellschaftlichen und zeitlichen Zusammenhängen in ihrer Funktion für die Legiti-

mation bzw. Bagatellisierung von Gewalt diskutiert. So zeigt sich die Kontinuität von Ehrvorstellungen in Bezug auf ›weibliche Sexualität‹ in Europa vom 17. Jahrhundert bis in das 21. Jahrhundert. Gerade weil gegenwärtige Ehrkonstruktionen vielfach der Zuschreibung an ›Andere‹ dienen, könnte der historische Blick eine differenziertere Perspektive und eine Kritik an den politischen Ausblendungen weiterhin existierenden europäischen, modernen und christlichen Ehrvorstellungen ermöglichen. Ein solches Inbezugsetzen der Beiträge untereinander würde Reflexionen für ein gegenwärtiges Verständnis der Verknüpfungen von Ehre und Gewalt und dessen gewichtige Bedeutung ermöglichen. Dass sich zahlreiche solcher (historischer) Bezüge für Leser:innen aufdrängen, ist ein großes – wenn auch weiter auszuschöpfendes – Potential des Bandes.

Labouvie führt einleitend an, dass die aus einer Tagung hervorgegangene Publikation ein wichtiger Beitrag ist, geschlechtersensible Perspektiven in die Gewaltforschung zu integrieren, bzw. zu verbinden. Die an dieser Schnittstelle vorhandene Leerstelle scheint aber spezifisch geschichtswissenschaftlich zu sein. In der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung, die sich, wie Mechthild Bereswill im Band betont, stark aus feministischen Bewegungen heraus und mit ihnen entwickelte (65), ist Geschlecht und Gewalt bereits inhärent eng mit feministischer Theorie und Praxis verknüpft. Dahingehend fällt auf, dass auf 300 Seiten lediglich einmal der Begriff ›Femi(ni)zid‹ vorkommt. Auch Gewalt in Partnerschaftskonstellationen oder in komplexen Abhängigkeitsverhältnissen sowie die politischen Kämpfe gegen Gewalt, die doch zentralen Einfluss auf die Persistenz und Bekämpfung von Gewalthandeln haben, werden wenig thematisiert.

Der Zugang über die im Titel genannte »Gesellschaft« könnte eine Analyse dessen ermöglichen, wie vielfältige Gewaltformen zueinander in Beziehung stehen und wie sich ein gesellschaftlicher Zusammenhang auch über diese Gewalt reproduziert. Das von Labouvie vorgeschlagene Verständnis von Gewalt bietet sich für eine vielstimmige Bestimmung dieses Zusammenhangs an. Eine solche gesellschaftstheoretische queer_feministische Gewaltforschung bleibt aber noch zu erarbeiten, eben um diesen vielfältigen Gewaltverhältnissen in ihren jeweiligen Zusammenhängen etwas entgegensetzen zu können.

Cari Maier und Brigitte Temel

Handan Çağlayan / İclal Ayşe Küçükkirca: *Frauenbewegungen in der Türkei. Eine historische und intersektionale Perspektive*. Berlin: Orlanda Verlag 2023. 267 S., € 19,00

»İstanbul Sözleşmesi uygulansın« (*Die Istanbul-Konvention soll umgesetzt werden!*). Dieser Satz fiel mir ins Auge, als ich das Buch zum ersten Mal in die Hand nahm und auf dem Titelbild ein Protestbanner sah. Der Austritt der Türkei aus der 2011 in Istanbul beschlossenen »Konvention des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt«, die Femizide, die Gewalt gegen Frauen* sowie die zunehmende antifeministische und Anti-Gender-Rhetorik und entsprechende Praxis sind nur einige Beispiele für die zahlreichen Herausforderungen, mit denen feministische Widerstandspolitiken in der Türkei zu kämpfen haben. Und dennoch geben die (feministischen) Frauenbewegungen in

der Türkei ihren Kampf für die Gleichstellung der Geschlechter nicht auf; sie setzen ihren Widerstand sowohl auf der Straße als auch im digitalen Raum und in den unterschiedlichsten feministischen Gegenöffentlichkeiten fort.

Der hier zu besprechende, von *Handan Çağlayan und İclal Ayşe Küçükkirca* herausgegebene Sammelband »Frauenbewegungen in der Türkei. Eine historische und intersektionale Perspektive« bringt Geschichte und Gegenwart des langen und ereignisreichen feministischen Kampfes gegen autoritäre und neoliberale Kräfte zusammen. Dabei werden die Vielfalt und die Verflechtung von (feministischen) Frauenbewegungen, feministischen Wissenschaftler*innen und feministischen Aktivist*innen aufgegriffen. Der Fokus liegt nicht nur darauf, was *über uns gesagt wird*, sondern vor allem darauf, was *wir zu sagen haben*. Der Sammelband selbst ist ein Archiv feministischer Wissensproduktion: Er basiert auf einer Konferenz, die 2021 – während der Covid-19 Pandemie – online veranstaltet wurde und über politisch-geographische Grenzen hinweg vielen Frauen* die Möglichkeit zur Teilnahme bot. Was damals in digitalen Räumen besprochen wurde, wird mit dem Buch schriftlich archiviert.

Die Herausgeber*innen legen eine Sammlung tiefgehender Analysen in deutscher Sprache vor. Mit der Entscheidung, den Sammelband auf Deutsch zu veröffentlichen, die eine enorme Übersetzungsleistung bedeutete, wollten die Herausgeber*innen mehrere Brücken schlagen: Zum einen verbindet die Sprachauswahl die migrantisierten feministischen Biografien und ihre Angehörigen zwischen politisch-geographischen Kontexten, und zum anderen zielt sie auf einen dekolonialen Wissens- und Erfahrungsaustausch zwis-